

Ibn Lobragola schleudert seinen Hörern die Klage ins Gesicht: „Wäre ich lieber damals im Busch gestorben, hätte man mich lieber den feindlichen Fetischmännern ausgeliefert, als dieser ‚kalten, aggressiven‘ Zivilisation des weißen Mannes!“ — Ja, hätte der kleine neugierige Wagehals Ibn damals auf die Warnungen seiner lieben, fetten, schwarzen, spliternackten Mama gehört! Sie hatte ihn immer wieder gewarnt, ihm seinen heißen, brennenden Wunsch, einen „Weißen“ aufzufinden, auszureden versucht. Nicht nur Ibns Ema-Ema, auch die klugen erfahrenen Männer des Dorfes sprachen des Abends beim Feuer warnend vom weißen Mann, die Knaben saßen schweigend in den Winkeln der Hütten (wehe, wer sprach ohne gefragt zu sein), wollüstige Gruselschauer liefen ihnen über den Rücken, „weiße Menschen streichen wie Gespenster durch den Busch vor und nach der Regenperiode, man weiß nicht, von wo sie kommen. Stoßen sie auf einen Schwarzen, so fressen sie ihn roh; sie fressen nur zweimal im Jahr und haben ein riesiges Maul, das sie nach Belieben vergrößern können. Der weiße Mann hat nur ein Auge mitten in der Stirn, nur ein Bein und einen großen fächerartigen Fuß, den er im Liegen als Sonnenschirm über sich hält. . . . in blumiger Sprache sprachen wir nicht von euch Weißen bei uns zu Haus“, sagte Ibn Lobragola zu der Knabenklasse. „Wir waren 14 kleine nackte schwarze Negerlein,“ erzählt er weiter, „die eines Nachts in brennender Neugier aus dem Dorfe schlichen und das Gruseln lernen wollten auf der Suche nach dem weißen Mann.“ Alle Einzelheiten des Erlebnisses sind heute noch lebendig in Ibn, sogar die Namen seiner kleinen Kameraden und genau ihr Alter weiß er noch. Und manchmal schließt er die Augen und denkt mit Entsetzen an ihr Schicksal.

14 spliternackte schwarze Negerlein schleichen aus dem Dorf in den Busch auf der Suche nach dem großen Abenteuer: einer Begegnung mit dem „schwarzen Mann“, nein, mit dem „wei-

ßen Mann“; verirren sich und erleben Schreckenstage; von wilden Tieren überfallen und gehetzt von der Angst: der weiße Mann. Sie schlafen nachts als Ball zusammengeknäult wie Affen im Schlinggewächs hoher Bäume, leben von Brotfrucht, Bananen und Palmensaft, saugen sich gegenseitig das vergiftete Blut aus und beißen sich das Fleisch aus Schlangenbißstellen, stoßen gellende Angstschreie aus: „Da, da, der weiße Mann!“ Sie graben ein Loch und verkriechen sich und trauen sich tagelang nicht hervor: „Da, da, der weiße Mann!“

Nach Monaten hören sie ein Getöse, dumpfes Rollen — das Meer! Das Ende der Welt!

Langsam gewöhnen sie sich an den Anblick des Meeres, von dem sie nie etwas gehört hatten, trauen sich heran und sehen, wie schwarze Menschen in den Bauch eines großen Fisches springen, der sie nicht beißt, da sie ihn mit Singen beschwören. Der Fisch trägt die Leute zu etwas Großem, das weiter draußen im Wasser liegt und auf das die schwarzen Menschen hinaufklettern. Wochenlang verschwindet dann plötzlich das große Etwas, kommt aber immer wieder und verschwindet wieder. Die 14 Negerlein verstecken sich im Busch; nach und nach werden sie keck. Sie finden einen großen toten Fisch am Strand, springen hinein, und es gelingt ihnen nach tagelangen Versuchen, an das große Etwas heranzukommen; sie klettern an Stricken hinauf . . . ihre Herzen schlagen, ihre Hirne zucken . . . da, da, der weiße Mann! Lauter weiße Männer!

Welche Enttäuschung! Wo ist das große Maul und der Fächerfuß? „Fast so schön wie wir“, meinen die Negerlein, „bis auf die merkwürdige Haut, die um ihre Körper hängt!“ Sie können nichts sehen, sie können nichts hören, die vorwitzigen Negerlein, sie müssen nur immer springen, immer springen, welch eigenartiges nervenkitzelndes Gefühl: glatter Holzboden unter den Füßen.

Niemand an Bord nimmt von den kleinen Schwarzen Notiz, man ist es ja gewöhnt, daß Kinder der Eingeborenen